

Über einige interessante und seltene Ethnographica der Ostasiensammlung des Bernischen Historischen Museums

Autor(en): **Rigozzi, Ettore**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums**

Band (Jahr): **19 (1939)**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1043230>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Über einige interessante und seltene Ethnographica der Ostasiensammlung des Bernischen Historischen Museums.

Von Ettore Rigozzi.

I.

Unter den Unica-Stücken der ethnographischen Sammlung des Bernischen Historischen Museums befindet sich ein ganz aussergewöhnliches Exemplar, das sogar in einem japanischen Museum als ausgesprochene Seltenheit figurieren würde. Es ist dies eine japanische Helmhaube («Hashi»), die sich mittelst geschobener Teilplatten öffnen und schliessen lässt. Innerhalb der üblichen japanischen Helmhaubenformen darf sie jedenfalls als einzigartig bezeichnet werden (Abb. 1).

Arbeit, Material und Oberflächenbehandlung, die typische Edelrost-Eisenhaut, lassen auf einen vorzüglichen Myochin-Meister des XIV. oder XV. Jahrhunderts schliessen, obwohl man technisch die Idee der Zusammenlegbarkeit einer wesentlich spätern Zeit, etwa dem XVI. oder XVII. Jahrhundert zuweisen möchte. Aber die geringe Anzahl (nur sechs) und die grosse Breite (bis 6 cm) der Schiebepplatten deutet auf die frühern breitstreifigen Haubenformen des XII. bis XIV. Jahrhunderts der Myochin-Familie hin. Ebenso der einfache Augenschutz ohne jegliches Lappenprofil.

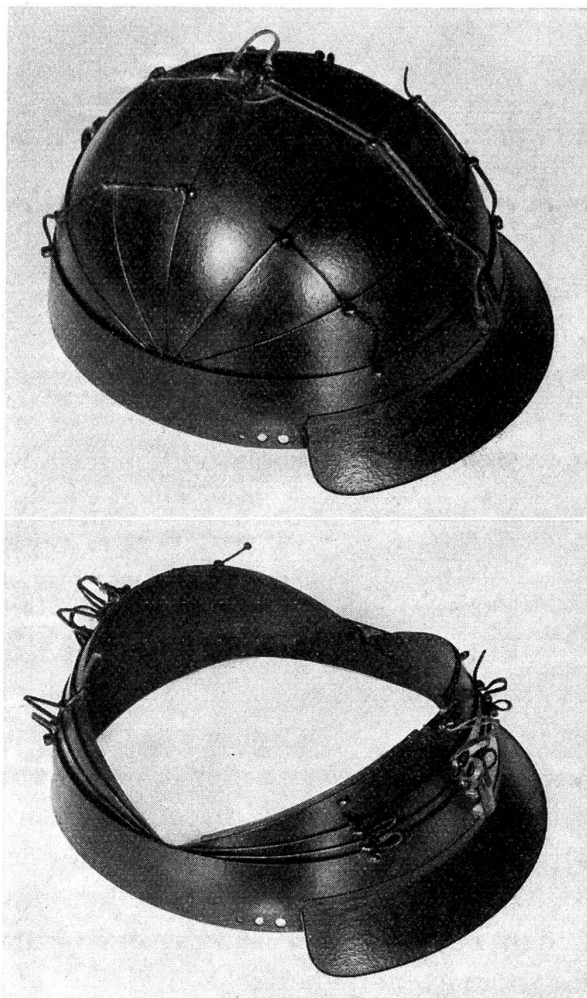


Abb. 1. Japanische Helmhaube (geschlossen und geöffnet).

Diese einzelnen gewölbten Schiebepplatten laufen an glattgeschmiedeten Achsenknöpfen an den beiden seitlichen Mittelpunkten des Schädelbandstreifens. Sie sind vertikal unter sich verbunden durch feine, schmale Lederriemchen, die an gleichmässig abstehenden Ösen der Platten und des Schädelbandstreifens befestigt sind.



Abb. 2. Eiserne Handglocke (Myochin=Meister).

geradezu klassischer Schönheit im Sinne der Ästhetik japanischen Geräts und ist ein Beispiel höchster, typisch japanischer Schmiedekunst.

Der Verschluss auf der Haubenhöhe, dort, wo sich bei den üblichen Formen das Luftloch (« Hashimanza ») befindet, besteht aus einem runden, geteilten Eisenplättchen, das mit einem kleinen, festen Rohrriegel versehen ist. Der Riegel selbst ist durch ein Lederriemchen gesichert (Abb. 1).

Zieht man den Riegel heraus, so lässt sich die ganze Haube auseinanderklappen (Abb. 1). Trotz dieser Artikulation ist die Haube in geschlossenem Zustande von einer erstaunlichen Festigkeit, und ihre ganze schlichte Form ist von

II.

Ein zweites seltenes Objekt ist die eiserne, gestielte, buddhistische Handglocke (Abb. 2). Sie ist in Material und Dekor als Variation oder Gegenstück der klassischen Mokugyo-Glocke (Abb. 3) anzusprechen. Vielleicht müsste sie der strenge Buddhist als « rituell abwegig » bezeichnen, denn die « Mokugyo », deren die Priester sich bedienen, sind seit uralter Zeit aus Holz (roh oder gelackt) und werden mit einem Stäbchen angeschlagen, was einen angenehmen, dem Kuckucksclaut ähnlichen Ton erzeugt. Aus diesem Grund hat die Jazz-Musik alsbald diese Glockenart ohne jegliche ethische Hemmung in ihre Orchestration aufgenommen und man sieht auf den Jazzpauken oft eine ganze, aufeinander abgestimmte Serie solcher Mokugyo.

Der Griffteil, an dem die hölzerne Mokugyo gehalten wird, besteht streng traditionell aus zwei stilisierten, gegeneinanderstehenden Fischen oder Fischköpfen. Es ist dies der klassische Dekor dieser Glocken und seine symbolische Bedeutung (Moku = Holz; Gyo = Fisch) lautet: Der Fisch ist ein Wesen, das niemals schläft, das Tag und Nacht wacht. So muss auch der Buddhist, wenn er den Klang der Mokugyo hört, sich erinnern, dass er, um der Wohltaten der Religion teilhaftig zu werden, einen wachen Geist und körperliche Energie haben muss wie der Fisch, der bestimmt ist, in seinem zukünftigen Leben ein Drache zu werden. Aus diesem Grunde sieht man meist die Fischköpfe an den Mokugyoglocken bereits mit der Kugel, dem «Tamaa» (Weltjuwel) im Maul, obwohl dieses Emblem eigentlich erst dem Drachen zugehört (Abb. 3).

Die eingangs erwähnte, seltene Variante dieses Ritualgerätes in Eisen, weist statt des Fischgriffes einen länglichen Stiel auf, mit dem die Glocke, in der sich ein freier Eisenkern befindet, geschüttelt wird. Als Dekor zeigt sie auf den Wangenflächen je eine getriebene Inschrift. Die eine heisst «Fuku» = Glück; die andere bedeutet «Takara» = Schätze, Reichtum, Kostbarkeiten. Also zusammen etwa «Glück und Reichtum». Das ist nun aber nicht buddhistisch, sondern kann nur shintoistisch verstanden sein. Somit hätten wir es hier mit einem interessanten shintoistischen Gegenstück zur buddhistischen Mokugyo zu tun. In jedem Fall ist es aber, wie sich schon aus der Signatur auf dem Griff ergibt, eine ausgesprochene japanische Arbeit eines Meisters der berühmten Myochin-Schmiedefamilie aus dem XVII./XVIII. Jahrhundert. Auch hier sehen wir die unnachahmliche Eisenfestigkeit bei geringem Gewicht, die typische «Eisenhaut», das Handliche und Reizvolle, das wir immer wieder an altjapanischen Geräten und Instrumenten bewundern.

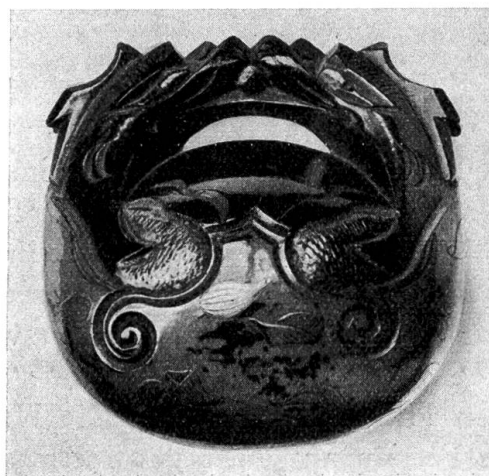


Abb. 3. Klassische hölzerne Mokugyo
(mit Lackdekor).